

Aufsätze

Können Dinge sprechen?

RUTH-E. MOHRMANN

Es ist – wissenschaftlich gesehen – noch gar nicht so lange her, da waren Dinge „tote Dinge“, und wenn es keine toten Dinge waren, so waren sie zumindest stumm und sprachlos¹. Heute ist das Bild geradezu gegensätzlich – die Dinge sprechen nicht nur, sie trösten auch und erzählen Geschichten, sie sind „Akteure“ in Diskussionsforen und manchmal hat man den Eindruck, sie quasseln und schwätzen permanent, und ohne ihre „Sprechbeiträge“ sei kein Disput gewinnbringend zu Ende zu führen. Unter den zahllosen *turns* hat uns inzwischen also auch der *material turn* erreicht. Was ist hier passiert und wie sind diese so unterschiedlichen Positionen zu bewerten?

Lassen Sie mich im Folgenden aus der Sicht meines Faches, aber auch mit großzügigen Anleihen in anderen Disziplinen diese beiden Ausgangspositionen zunächst kurz charakterisieren. Danach werde ich unterschiedliche Ansätze zu Dingtheorien vorstellen und schließlich an einigen Beispielen das „Sprechen“ oder auch nur das vermeintliche Sprechen von Dingen veranschaulichen. Soviel zu meinem Programm für die nächsten 45 Minuten.

Sehen wir uns zunächst die „toten Dinge“ an. Diese spielten vor allem in den sechziger und siebziger Jahren in den Museumsdiskussionen des Faches Volkskunde eine Rolle, in denen die Objekte, die „toten Dinge“, dem Subjekt, dem Menschen – ganz anders als heute – in einer Weise gegenübergestellt worden sind, die ihnen keine eigenen Rechte zubilligte. Die Menschen seien es, die mit den Dingen bestimmte Absichten verbanden, sich zu „ihnen verhielten“ und dazu bestimmte Meinungen hätten. Ein Primat von „Einstellungs-, Funktions- und Wirkungsforschung“ sei hierbei entstanden.² Dies sei hier nicht weiter verfolgt, aber ein etwas längeres – ein literarisches – Zitat aus dem Jahr 1973 sei hier dazugestellt:

„Also die Dinge sind tot. [...] Die Dinge sind tot, und wir [...], wir waren es, die sie erforschten, erwürgten, umbrachten. Wir waren es, die uns der Sünde schuldig machten: der Welt-Sünde einer Ehren-Kränkung der Dinge.“

¹ Leicht veränderter und um Fußnoten ergänzter Text meiner Abschiedsvorlesung vom 2. Februar 2011. Der Vortragsstil ist weitgehend beibehalten worden.

² Martin SCHARFE: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur, Köln u.a. 2002, S. 21f.

Von jeher hatten sie von der Mühe gelebt, die man sich um sie machte. Schwer begreiflich: aber um Mühe gaben sie Leben. Man wollte sie mühelos, man wollte sie hergestellt haben. Das gelang auch. Aber um den Preis ihres Lebens. Zwar gibt es noch viele, die den Tod der Dinge nicht wahrhaben wollen. Sie ertragen die Nachricht nicht. [...] Eines Tages aber werden es Alle einsehen und sich gestehen müssen, dass die Dinge tot sind. Dann wird in den Zeitungen stehen: Wie jetzt erst bekannt wird, sind die Dinge verstorben. Aber zur Zeit dieser Meldung werden nicht mehr Viele verstehen, was gemeint ist. Nur sehr alte Leute werden sich erinnern, in ihren jungen Tagen davon gehört oder gelesen zu haben: irgendwann einmal, vor Zeiten, lustige Vorstellung, sollten die Dinge, der Mond und der Bach und die Tanne, die Stadt und die Bucht und das Kornfeld gelebt haben.“³

Dieses Zitat stammt von Erhart Kästner, dem früheren Direktor der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel, der mit seinem Buchtitel *Aufstand der Dinge* von 1973 ein bis in die Gegenwart viel zitiertes Schlagwort lieferte. Der Berliner Kulturtheoretiker Hartmut Böhme hat Kästners Bild als Katastrophe und Chaos für unsere anthropologische Sonderstellung detailreich ausgemalt. Auch für Böhme gilt, dass Dinge tote Materie sind, die nur den physikalischen Gesetzen und uns gehorchen. Dass er dies für Fetische anders sieht, will ich hier nicht weiterverfolgen.⁴

Ein anderer Träger des Namens Böhme, der Universalgelehrte Jacob Böhme hat in seiner Schrift *De signatura rerum* 1622 festgestellt: „Jedes Ding hat seinen Mund.“⁵ Böhme setzte hierbei die Möglichkeit, beliebig viele Ding-Informationen zu erhalten, allerdings nur bedingt auf die Sprache, sondern auf genaue Beobachtung.

Doch den „stummen Dingen“, die ja nicht tot sind, sondern denen lediglich die Fähigkeit zu sprechen fehlt, seien hier einige Bemerkungen mehr gegönnt. Über sie gibt es eine längst klassische Definition, die immer wieder, wenn auch meist verkürzt, zitiert wird. Hier die Langversion, die von Otto Lauffer stammt, dem seit 1919 ersten Inhaber eines volkskundlichen Lehrstuhles, nämlich dem der damals gerade gegründeten Hamburger Universität, und der gleichzeitig Gründungsdirektor des Museums für Hamburgische Geschichte war:

³ Erhart KÄSTNER: *Aufstand der Dinge*. Byzantinische Aufzeichnungen. Frankfurt am Main 1973, S. 159-160.

⁴ Hartmut BÖHME: *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek bei Hamburg, 2006.

⁵ Jacob BÖHME: *De signatura rerum*, 1622. Benutzte Ausgabe: Jakob BÖHME: *Werke*. Die Morgenröte im Aufgang. *De Signatura Rerum*, hg. von Ferdinand van Ingen. Frankfurt a.M. 2009, S. 519 Cap. I: *ein jedes ding hat seinen Mund zur offenbarung / vnd das ist die Naturspraache / darauß jedes ding auß seiner eigenschaft redet / vnd sich immer selber offenbabret / und darstellt worzu es gut vnd nutz sey.*

„Soweit es sich um Werkstoff und um Formgestaltung der Sachen handelt, sind die erhaltenen Denkmäler die wichtigste Quelle der Sachforschung. Sie zeigen das Material, die Technik, die Konstruktion und die Form des Gegenstandes. Aber darüber hinaus geht ihre Zeugnisfähigkeit nicht mehr. Sie zeigen nur. Im Übrigen sind sie stumm. Sie verschweigen ihren Namen, ebenso auch die Bezeichnung von Material und Technik und in je größerem zeitlichen kulturellen Abstände die Zeit ihrer Entstehung von der unsrigen steht, um so mehr lassen sie ihren Gebrauchszweck und ihre Verwendung im Dunkeln. Sie lassen auch im Einzelfalle wohl ihr eigenes Alter erkennen, aber über Alter und Entstehung ihrer Art, ihres Typus sagen sie nichts aus.“⁶

So gut, so eindeutig, aber auch so schlecht. Denn es ist eher mehr, was der ausgewiesene Sachforscher und Museumswissenschaftler Lauffer pessimistisch den Dingen abspricht, als was er ihnen an Zeugnisfähigkeit zubilligt. Und Otto Lauffer hat daraus eine eindeutige Folgerung gezogen – er plädierte für die konzertierte Nutzung aller Quellen der Sachforschung, nämlich der Wörter, der Schriften, der Bilder und der Sachen – ein Plädoyer, das bis heute nichts an Gültigkeit verloren hat. Um dies aus jüngerer Zeit und mit etwas anderer Gewichtung noch einmal zu betonen, sei hier Helmut Hundsichler zitiert, einer der führenden Mitarbeiter des „Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit“ in Krems/Österreich. In Bezug auf die Gleichgewichtigkeit von Objekt, Bild sowie sprachlicher bzw. schriftlicher Quelle schreibt Hundsichler: „Infolge der Lückenhaftigkeit der Überlieferung ist im allgemeinen keine dieser drei Quellengattungen so nebensächlich, dass man ohne sie, und keine so wichtig, dass man mit ihr alleine auskommen könnte.“⁷ Auch ich würde mich im Folgenden gerne auf alle drei Quellengattungen stützen, habe allerdings bewusst, wenn auch ungern, Bilder als Quelle ausgelassen, um nicht noch die dann unumgänglichen Erörterungen zur volkscundlichen Bildforschung einbinden zu müssen.⁸

Zunächst allerdings sei noch kurz auf sprechende Dinge zurückgekommen, die ich im Folgenden nicht berücksichtigen werde, die aber genuin zum volkscundlichen Kernbestand gehören und deshalb vielleicht von einigen von Ihnen hier erwartet werden. Gemeint ist das Dingmärchen oder, wie Heinrich Heine es so schön umschreibt, die „deutsche Märchenfabel, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen und handeln.“⁹

⁶ Otto LAUFFER: Quellen der Sachforschung. Wörter, Schriften, Bilder und Sachen. Ein Beitrag zur Volkskunde der Gegenstandskultur. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 17, 1943, S. 106-131, hier S. 125.

⁷ Helmut HUNDSICHLER: Wörter und Sachen – Bilder und Sachen – Sachen und Menschen. In: Klaus Beitzl, Isac Chiva (Hg.): Wörter und Sachen. Österreichische und deutsche Beiträge zur Ethnographie und Dialektologie Frankreichs. Wien 1992, S. 292-322, hier S. 307.

⁸ Siehe hierzu: Helge GERNDT, Michaela HAIBL (Hg.): Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkscundlichen Bildwissenschaft (Münchner Beiträge zur Volkskunde 33). Münster u.a. 2005.

⁹ Heinrich HEINE: Die Harzreise. In: Ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hg. von Manfred Windfuhr. Band 6, bearbeitet von Jost Hermand. Hamburg 1973, S. 96.

Diese Gegenstände „gewannen einen notwendigen, consequenten Charakter, eine süße Mischung von phantastischer Laune und rein menschlicher Gesinnung; und so sehen wir im Märchen, wunderbar und doch als wenn es sich von selbst verstände: Nähnaedel und Stecknaedel kommen von der Schneiderherberge und verirren sich im Dunkeln; Strohalm und Kohle wollen über den Bach setzen und verunglücken; Schippe und Besen stehen auf der Treppe und zanken und schmeißen sich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der schönsten Frau; sogar die Blutstropfen fangen an zu sprechen, bange, dunkle Worte des besorglichsten Mitleids.“¹⁰

Als Meister dieser Dinge, die lebendig werden, gilt Hans Christian Andersen, der Schöpfer der Dingmärchen, in denen nicht nur Pflanzen und Tiere, sondern eben auch Dinge lebendig werden, von Puppen über Zinnsoldaten, Stopfnadeln, Wassereimern und Kochtöpfen, Staubwedeln, Teekannen und Schwefelhölzern, die sprechen und schwätzen, lamentieren, diskutieren und endlos lange Geschichten erzählen.¹¹ Von diesen wird allerdings hier nicht die Rede sein.

Wer von einem Volkskundler, einer Volkskundlerin zu einem Vortrag am 2. Februar eingeladen wird, der weiß in den meisten Fällen, was es mit diesem Datum auf sich hat. Für all diejenigen, auf die das heute nicht zutrifft, sei ein Schnelldurchgang geboten über das, was man wenigstens mit fundierter Halbbildung über Mariä Lichtmess wissen sollte. Wie der Name schon sagt, handelt es sich um eines der Marienfeste, und zwar um das Gedächtnis an die Reinigung Mariä und die Darstellung Jesu im Tempel am 40. Tage nach der Geburt, das die Weihnachts- und Neujahrszeit abschließt.¹² Noch heute werden in vielen katholischen Kirchen und Häusern erst zum 2. Februar Weihnachtsbäume und vor allem die Krippen entfernt. Das kirchliche Fest entstand im 4. Jahrhundert in Jerusalem und seit dem 5. Jahrhundert sind Lichterprozessionen belegt. Seit dem 10. Jahrhundert ist die Weihe von Wachs und Kerzen bezeugt. Rechtlich bedeutsam war Lichtmess als Termin für den Gesinde- und Dienstbotenwechsel. – Sie sehen, das passt als Termin auch ganz gut zu einer volkskundlichen Abschiedsvorlesung – sowie als Zahhtag. Die vielen Wetterregeln, die mit diesem Termin verbunden sind, halten schlechtes Wetter ohne Sonnenschein an diesem Tag für günstiger. Die einschlägigen Wörterbücher bieten seitenweise reiches Anschauungsmaterial, auch für die große Bedeutung als Lostag. Als Volkskundler wissen wir, wie kritisch wir mit diesen Nachrichten umzugehen haben.

Bevor ich der möglichen Sprachfähigkeit von Dingen nachgehe, sei zunächst ein Blick auf Unterscheidungskriterien von Dingen geworfen. Dabei werde ich – wie schon geschehen

¹⁰ Ebenda.

¹¹ Siehe Thomas SEILER: „Aber ich habe die Erinnerung, die kann mir keiner nehmen“. Figurationen der Erinnerung in H.C. Andersens Dingmärchen. In: Klaus Müller-Wille (Hg.): Hans Christian Andersen und die Heterogenität der Moderne. Tübingen 2009, S. 95-113. Dass das aktuelle Sprechen der Dinge bis in die Kinderbuchliteratur reicht, zeigt die Neuerscheinung: Wenn die Dinge lebendig werden. Die schönsten Dingmärchen von Andersen bis Lemony Snicket. Mit Bildern von Aljoscha Blau. Berlin 2010.

¹² Korrekt wird Mariä Lichtmess heute zu den Herrenfesten gerechnet („Darstellung des Herrn“), aber volkstümlich wird es immer noch als Marienfest angesehen.

– die Begriffe Ding, Objekt, Gegenstand und Sache nicht trennscharf verwenden, obwohl sie das eigentlich verdienen. Dinge sind alle materiellen Gegenstände – sowohl gemachte Sachen, vom Menschen hergestellte Artefakte, als auch naturgegeben Vorgefundenes. Vor allem Ding und Objekt sollten als unterschiedliche Erscheinungen von Gegenständen aber deutlich voneinander abgegrenzt werden. Doch da in der englischsprachigen Literatur sowohl *telling objects* als auch *things that talk* für mein Thema wichtig sind, werde auch ich die Begriffe nebeneinander benutzen. Doch es sollte vorab schon klar sein, dass Objekte als das dem Menschen, dem Subjekt, Entgegenstehende, der Gegen-Stand, durchaus etwas anderes sind als Dinge – Dinge funktionieren nicht unbedingt als Fenster zur Welt, sondern konfrontieren uns mit ihrer eigenen Dinglichkeit, ihrer Sperrigkeit und einer gehörigen Portion von Eigensinn, ja Feindseligkeit und Unheimlichkeit.

Unter den Annäherungen an das Phänomen sprechender Dinge möchte ich mit Martin Heidegger und seinem berühmten Vortrag „Das Ding“ von 1950 beginnen.¹³ Hier krugt der Krug, hier dingt das Ding, hier werden mit Heideggers geradezu obsessiver Aufmerksamkeit für die Besonderheiten der Dinge eben diese zum Handeln gebracht. Und das bedeutet ein aktives Tun, das gegebenenfalls auch ein Sprechen umfasst. Denn Ding kommt etymologisch vom althochdeutschen „thing“, dem Wort für Versammlung, Gericht, gemeinsame Streitsache. Und so sind die Dinge – nicht die Gegenstände, von denen Heidegger sie deutlich absetzt – nicht einfach nur in ihrer Materialität und Form vorhanden, sondern sie tragen unsere menschlichen Angelegenheiten aus. Und so trägt der Heideggersche Krug nicht nur die Möglichkeit des Trinkens und Einschenkens (Wasser oder Wein) und die Erinnerung an Getrunkenes in sich, sondern er bündelt das Sichtbare, Fühlbare und die dadurch präsenten Möglichkeiten, ja er sammelt in sich Himmel und Erde, Sterbliches und Unsterbliches und wird geradezu zum Schauplatz einer Art Welt drama.

Die Anziehungskraft und Deutungsmacht der Dinge werden auch überaus anschaulich von Lorraine Daston, der Berliner Wissenschaftshistorikerin, herausgearbeitet. Ihre Einleitung zu dem von ihr herausgegebenen Band *Things that talk* heißt bezeichnenderweise „Speechless“. Und so spannt sie einen weiten Bogen zwischen den sprachfähigen und den sprachlosen und stummen Dingen. Warum brauchen wir Dinge, um nicht nur über sie, sondern auch mit ihnen zu sprechen und mit ihnen zu denken? Warum sind Dinge in unterschiedlichen kulturellen Kontexten heilig oder profan, hehre Gabe oder billige Ware, fremd oder vertraut? Die Beredsamkeit der Dinge, ihre Fähigkeit, sich den Menschen mitzuteilen, beruht – so Dastons These – darauf, dass ihnen ein vergleichsweise hoher Grad an kultureller Bedeutung eingeschrieben ist. Und bedeutungsvolle Dinge in diesem Sinne sind Dinge, die sprechen können. Und so erlaubt es die dichte Beschreibung von bedeutungsvollen Dingen auch historischen Wandel zu analysieren. Nur Dinge ohne Eigenschaften – aber kann es die überhaupt geben? – sind stumm. Sprechende Dinge dagegen sind oft nicht eindeutig und gehören unterschiedlichen Sphären an.¹⁴

¹³ Martin HEIDEGGER: Das Ding. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen 1954, S. 163-181.

¹⁴ Lorraine DASTON: Introduction. Speechless. In: Dies. (Hg.): *Things that Talk. Object Lessons from Art and Science*. New York 2004, S. 9-24.

Ob Dinge erzählen können und wenn ja, wie sie es tun, ist auch eine Frage, mit der sich die niederländische Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Mieke Bal auseinandergesetzt hat. Ihre *telling objects*, ihre erzählenden Objekte, sind Teile von Sammlungen, die sowohl Geschichten über ihre Sammler als auch über die Dinge an sich erzählen. Objekte müssen, so Bal, allgemein verständliche Codes erkennen lassen, Konventionen der Sinnggebung und Bedeutungszuschreibung, die sowohl der Hersteller als auch der Benutzer, der die Dinge „lesen“ will, kennen muss.¹⁵ Doch der Dialog zwischen Mensch und Ding, gleichgültig ob als Gegenstand, Text oder Bild, ist kein konfliktfreier. Dem Ding muss erlaubt sein, Widerworte zu geben – „allow the object to speak back“¹⁶ –, das Ding darf sein Vetorecht über eine unangemessene oder falsche Deutung einlegen.¹⁷

Hiermit möchte ich zu einer Unterscheidung kommen, wie sie in unserem Fach inzwischen gerne vorgenommen wird. Ich meine die Unterscheidung in Museumsdinge und in Alltagsdinge, die zugleich zentrale Zugangsweisen unseres Faches markiert.¹⁸ Dinge im Museum gelten inzwischen von vornherein als sprachfähige Dinge, die mit den Besuchern in einen Dialog treten. Besonders Gottfried Korff hat sich der Eigenart der Museumsdinge gewidmet und sich ihrer Faszinationskraft aus vielfältigen Perspektiven gewidmet.¹⁹ Was die Museumsdinge so besonders macht, ist ihre Authentizität. Museen sind Orte der Realpräsentationen, an denen Begegnungen mit dem Unmittelbaren möglich sind. Museumsdinge sind Zeichenträger, Krzysztof Pomians Semiophoren, die zwischen Vergangenheit und Gegenwart vermitteln.²⁰ Sie sind dinghafte Zeitzeugen, die uns über die Vergangenheit in Kenntnis setzen, Medien der Herstellung von Wissen. Für uns Besucher sind sie Informationsträger, fern und nah zugleich. Gerade diese Doppeleigenschaft ist es, die ihre Faszinationskraft ausmacht. Ihre Materialität des Anschaubaren steht in direkter Wechselwirkung mit der „Immaterialität“ des Erinnerbaren. Diese Erinnerungskraft der Dinge bedarf allerdings der Klärung und der Deutung, der Re-Kontextualisierung. Und so ist die Forschung immer wieder herausgefordert, mit hoher Dingkompetenz den fragmentarischen Museumsdingen mit narrativen Erläuterungen ihre Botschaften aus vergangenen Welten an

¹⁵ Mieke BAL: *Telling Objects: A Narrative Perspective on Collecting*. In: *The Cultures of Collecting*, hg. von John Elsner und Roger Cardinal. London 1994, S. 97-115.

¹⁶ Mieke BAL: *Crossroad Theory and Travelling Concepts. From Cultural Studies to Cultural Analysis*. In: *The Future of Cultural Studies*, hg. von Joris Vlasselaers, Jan Baetens, José Lambert. Leuven 2000, S. 3-22, hier S. 9 (in deutscher Übersetzung Mieke BAL: *Kulturanalyse*. Frankfurt am Main 2002).

¹⁷ Siehe Gudrun KÖNIG: *Wie sich die Disziplin denkt: Europäische Ethnologie zwischen Kulturanalyse und Sachkulturforschung*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 112, 2009, S. 305-319, hier S. 317, wo sie, wie ich meine überzeugend, Reinhard Kosellecks Vetorecht der Quellen auf die Dinge überträgt. – Dem Titel nach würde sich hier das Opus des französischen Wissenssoziologen Bruno LATOUR: *Das Parlament der Dinge*. Frankfurt am Main 2001 gut anpassen, es beinhaltet allerdings deutlich andere Schwerpunkte. Dennoch sind Latours Fragestellungen durchaus weiterführend.

¹⁸ Siehe vor allem Gottfried KORFF: *Museumsdinge. deponieren – exponieren*, hg. von Martina Eberspächer u.a., Köln u.a. 2002; Gudrun M. KÖNIG (Hg.): *Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur*. Tübingen 2005.

¹⁹ Siehe: KORFF (wie Anm. 18).

²⁰ Krzysztof POMIAN: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Berlin 1988, S. 50f.

die Seite zu stellen. Wie intensiv dann der Dialog zwischen den Dingen und den Museumsbesuchern wird, hängt von vielen verschiedenen Faktoren ab: der Intensität der kulturellen Aufladung der Dinge, ihrer Materialität und Ikonisierung und schlicht auch von ihrer räumlichen Platzierung und der Schlüssigkeit ihres Kontextes. Doch im Fall des Gelingens werden die Dinge zu sprechenden Dingen, die uns viel zu erzählen haben.

Was wir zu Recht allerdings in den Dingen suchen, ist nicht zuletzt der Mensch. Denn wie es in einem der längst klassischen Zitate von dem Schweizer Volkskundler Richard Weiss heißt: Unsere Aufgabe ist es, den Menschen durch die Dinge und in seiner Beziehung zu den Dingen zu erkennen.²¹ Oder mit Fernand Braudel formuliert – Das materielle Leben umfasst Menschen und Dinge, Dinge und Menschen.²² Eine der zentralen Fragen, um Dinge und gegebenenfalls ihre Sprache zu verstehen, ist der Umgang mit ihnen.²³

In die Museen sind inzwischen alle Wirklichkeitsbereiche eingezogen und so seit Längerem auch die Alltagsdinge. Die „schmutzigen Dinge“, *things with dirt on them*,²⁴ die kleinen, offenbar trivialen und wertlosen Dinge standen in ihrer scheinbaren Banalität aber schon immer im Fokus unseres Faches. Wir haben keine Berührungsängste gegenüber der profanen Alltäglichkeit und sind mit Sigfried Giedion der Meinung, dass sich auch in einem Kaffeelöffel die Sonne spiegelt.²⁵

Ein überaus bemerkenswertes und immens erfolgreiches Projekt, große Kunstwerke, aber auch einfache Alltagsdinge zum Sprechen zu bringen, ist gerade in England mit „A History of the World in 100 Objects“ des British Museum und der BBC zu Ende gegangen. Die Sendung „Eine Geschichte der Welt in hundert Gegenständen“ ist ausschließlich im Rundfunk der BBC ausgestrahlt worden, zeitnah aber immer auch im Internet abrufbar

²¹ Richard WEISS: Häuser und Landschaften der Schweiz. Erlenbach-Zürich 1959, S. 292. – Vgl. hierzu auch Karl-S. KRAMER: Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding. Probleme der volkskundlichen Terminologie. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 58, 1962, S. 91-101.

²² Fernand BRAUDEL: Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. Der Alltag. München 1990, S. 21 (Französische Originalausgabe unter dem Titel: *Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV^e-XVI^e siècle. Les structures du quotidien. Le possible et l'impossible.* Paris 1979).

²³ Zu der Neubewertung der Dinge trug wesentlich der Volkskunde-Kongress von 1981 bei. Siehe: Umgang mit Sachen. Zur Kulturgeschichte des Dinggebrauchs. 23. Deutscher Volkskunde-Kongress in Regensburg vom 6.-11. Oktober 1981, hg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde von Konrad Köstlin und Hermann Bausinger. Regensburg 1983. Siehe ebenda, besonders Utz JEGGLE: Vom Umgang mit Sachen, S. 11-25.

²⁴ Nach Gottfried KORFF: Zur Eigenart der Museumsdinge (1992). In: Ders.: Museumsdinge. deponieren – exponieren, hg. von Martina Eberspächer u.a., Köln u.a. 2002, S. 140-145, hier S. 140 ist dies die Bezeichnung, die die amerikanischen Museologen den Dingen der Alltagskultur gegeben haben.

²⁵ Sigfried GIEDION: Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Mit einem Nachwort von Stanislaus von Moos. Zürich 1984, S. 19 (englische Originalausgabe unter dem Titel *Mechanization Takes Command.* Oxford University Press 1948). Siehe auch Johanna ROLSHOVEN: Der Frauenschrank. Versuch über den Kaffeelöffel, in dem sich die Sonne spiegelt. In: Ansichten – Einsichten – Absichten. Beiträge aus der Marburger Kulturwissenschaft, hg. von Antje van Elsbergen, Franziska Engelhardt, Simone Stiefbold. Marburg 2010, S. 17-33.

gewesen und liegt inzwischen auch als Buchpublikation vor.²⁶ Sie beginnt mit einer ägyptischen Mumie und einem ca. 2 Millionen Jahre alten Schlagwerkzeug und erreicht erst mit dem 75. Gegenstand, mit Dürers Holzschnitt *Rhinoceros*, die frühe Neuzeit. Mit einer Kreditkarte aus Saudi-Arabien und einer chinesischen Lampe mit solargespeister Batterie wird unsere Gegenwart erreicht. Die *mission impossible*, die unmögliche Aufgabe, die die BBC gesetzt hatte, nämlich zwei Millionen Jahre Menschheitsgeschichte allein in Worten durch das Beschreiben von Dingen ins Werk zu setzen, führte zwangsläufig dazu, „die Dinge sprechen zu lassen“, was überaus eindrucksvoll gelungen ist.

Nicht unerwähnt bleiben darf in diesem Kontext die jüngste viel diskutierte Publikation des Londoner Anthropologen und Konsumforschers Daniel Miller, der in einer Londoner Straße Menschen und ihre Dingkultur in anderthalbjähriger Feldforschung untersuchte und seine Ergebnisse nun in 30 Porträts vorgelegt hat (in der dt. Ausgabe allerdings nur 15)²⁷. Vom „Trost der Dinge“, die Menschen helfen, Verluste und Veränderungen zu ertragen, und wie die Dinge ihren Alltag strukturieren, ist hier in dichter Beschreibung und mit scharfem Blick auf den Umgang mit Dingen nachzulesen – hier sprechen die Dinge über die Menschen, die sie konsumieren, entsorgen, pflegen oder sich wie auch immer zu ihnen verhalten. Wie Dinge in der Konsumwelt zu Frauen-Sachen und zu Männer-Sachen werden – ein zentrales Thema in der Sachkulturforschung, die intensiv auch nach Geschlechtercodierungen einzelner Gegenstandstypen, -gruppen und -beziehungen fragt²⁸ –, wird von Daniel Miller erhellend in den Blick genommen.

Die Sprache der Dinge, so viel dürfte klar sein, ist trotz aller Betonung der Sprechakte eine nonverbale, denn von Dingen, deren Aufgabe die Wiedergabe von Sprache ist – von Babypuppen über Telefone bis zu Stadionlautsprechern u.a.m. – ist hier nicht die Rede. Aber wie funktioniert diese Art der nonverbalen, oft auch symbolischen Kommunikation? Jedes Ding ist über seinen funktionalen Gebrauchswert hinaus ein „Zeichen“ und „bedeutet“

²⁶ Neil MACGREGOR: *A History of the World in 100 Objects*. London 2010. Unbedingt erwähnenswert ist hier – gewissermaßen als ein Gegenentwurf – „eines der originellsten Bücher der letzten Jahre“ (Felicita von Lovenberg, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. Januar 2010), in dem in Form eines Auktionskataloges mit 332 Auktionslosen eine Liebesgeschichte in Dingen erzählt wird: Leanne SHAPTON: *Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von Lenore Doolan und Harold Morris*, darunter Bücher, Mode und Schmuck. Aus dem Amerikanischen von Rebecca Casati. Berlin 2010 (amerikanische Originalausgabe unter dem Titel *Important Artifacts and Personal Property from the Collection of Lenore Doolan and Harold Morris, including Books, Street Fashion and Jewelry*. New York 2009).

²⁷ Daniel MILLER: *Der Trost der Dinge*. Fünfzehn Porträts aus dem London von heute. Aus dem Englischen von Frank Jakubzik. Berlin 2010 (englische Originalausgabe unter dem Titel *The Comfort of Things*. Cambridge 2008).

²⁸ Siehe hierzu: *Geschlecht und materielle Kultur*. Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen, hg. von Gabriele Mentges, Ruth-E. Mohrmann und Cornelia Foerster unter Mitarbeit von Britta Spies (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie 6). Münster u.a. 2000; Gudrun M. KÖNIG: *Relationen: Der Genderkode der materiellen Kultur*. In: Michaela Fenske (Hg.): *Alltag als Politik – Politik im Alltag*. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp (Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie 5). Münster 2010, S. 351-367.

etwas, das seinen Nutzwert übersteigt.²⁹ Ablesbar ist diese semiotische Bedeutung den Dingen nur in sehr vordergründiger Weise, und es bedarf intensiver Annäherungen an ihre „Dingbedeutsamkeit“, wie wir dies in langer Fachtradition nennen,³⁰ um Sinn und Bedeutung ihrer Zeichenhaftigkeit zu verstehen. Hier können Funktion, Form oder Gestalt der Jacob Böhmesche „Mund“ der Dinge sein, hier können aber auch positive oder negative Erinnerungen Dinge zu Glücks- und zu Fluchträgern machen. Gerade Dinge als Erinnerungsträger sind unter den Alltagsdingen diejenigen, die am intensivsten befragt werden müssen, um ihre Geheimnisse preiszugeben. Dinge, die direkt Erinnerung transportieren wie Brautkrone und Schützenscheibe, sind vergleichsweise „einfach“ zum Sprechen zu bringen. Doch Dinge, die völlig unabhängig von ihrer Funktion und Nutzung mit Erinnerungspotenzial gewissermaßen aufgeladen werden, können in der Werthierarchie von Dingen völlig neu platziert werden. Vor allem äußere Ereignisse wie Krieg, Flucht und Auswanderung, Trennung und Tod, aber auch erfolgreicher Neubeginn können Dingen völlig neue Bedeutungen zuschreiben und sie ganz neue Geschichten erzählen lassen.³¹

²⁹ Die Literatur zur Dingkultur und zu Dingtheorien ist in den letzten Jahren enorm angewachsen. Hier nur eine kleine Auswahl, die weitere Literaturhinweise bieten: Die Sprache der Dinge – kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur, hg. im Auftrag der Gesellschaft für Ethnographie e.V. von Elisabeth Tietmeyer u.a. Münster u.a. 2010; Fremde Dinge. Hg. von Michael C. Frank, Bettina Gockel, Thomas Hauschild: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, 2007; Gisela ECKER, Susanne SCHOLZ (Hg.): Umordnungen der Dinge. Königstein/Taunus 2000; Anke ORTLEPP, Christoph RIBBAT (Hg.): Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände. Aus dem Englischen von Dorothea Löbbermann. Stuttgart 2010; Karl-Heinz KOHL: Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte. München 2003; Hans Peter HAHN: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin 2005; Dingkultur. In: Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, hg. von Ansgar Nünning, 4., aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart 2008, S. 132f; The Oxford Handbook of Material Culture Studies, hg. von Dan Hicks und Mary C. Beaudry. Oxford 2010.

³⁰ Vgl. hierzu Karl-S. KRAMER: Dingbedeutsamkeit. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 1, Berlin 1971, Sp. 744f; DERS.: Dingbedeutsamkeit. Zur Geschichte des Begriffes und seines Inhaltes. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums und Berichte aus dem Forschungsinstitut für Realienkunde. Nürnberg 1995, S. 22-32; Wolfgang BRÜCKNER: Dingbedeutsamkeit, Dingbeseelung. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. 5. Lieferung. 2., völlig überarb. u. erw. Aufl. Berlin 2007, Sp. 1075f; Gottfried KORFF: Einleitung – Notizen zur Dingbedeutsamkeit. In: 13 Dinge. Form Funktion Bedeutung. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Württemberg Waldenbuch Schloß vom 3. Oktober 1992-28. Februar 1993. Stuttgart 1992, S. 8-17; Gudrun M. KÖNIG: Stacheldraht. Die Analyse materieller Kultur und das Prinzip der Dingbedeutsamkeit. In: Europäische Ethnologie, hg. von Reinhard Johler und Bernhard Tschofen (Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 15, 2004), S. 50-72; Lioba KELLER-DRESCHER: Das Versprechen der Dinge – Aspekte einer kulturwissenschaftlichen Epistemologie. In: Basler Jahrbuch für historische Musikpraxis XXXII, 2008, S. 235-247 – Vgl. in diesem Zusammenhang auch Jean BAUDRILLARD: Le système des objets. Paris 1968 (deutsch unter dem Titel Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt am Main/New York 1991); Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995, hg. von Rolf Wilhelm Brednich und Heinz Schmitt. Münster u.a. 1997.

³¹ Siehe Ruth-E. MOHRMANN: Dingliche Erinnerungskultur im privaten Bereich. In: Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989, hg. von Brigitte Bönsch-Brednich, Rolf W. Brednich und Helge Gerndt (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen 5). Göttingen 1991,



Abb. 1:
Messer als Tatwaffe und als Asservate (Stadtarchiv
Wilster, Acta II K Nr. 604, 1797/98).

fallendes erzählen können. Es handelt sich hierbei um drei Messer, die – in dickes Packpapier der Zeit eingewickelt – einer Akte der Jahre 1797/98 beifügt sind. In der peniblen Auflistung aller Einzelschriftstücke der Untersuchungsakten einer General- und Specialinquisition im holsteinischen Wilster heißt es hierzu (Abb. 1): *Noch gehören zu diesen Acten ein etwas gekrümmtes Schustermesser, ein eingeschlagenes Messer und ein Tischmesser*. Die mehr als fünfhundert Seiten umfassenden zweibändigen Akten samt Anlagen betreffen die *Kriminaluntersuchung gegen Marie Blunck wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang (Hinrich Nebeling, Stadtdiener)*³². Natürlich sind es nicht die Messer selbst, die die Geschichte

Lassen Sie mich nun zu meinen Fallbeispielen kommen. Ich werde Ihnen lediglich drei Beispiele bieten, die ich weder chronologisch noch wirklich systematisch gegliedert habe. Am Beginn und am Schluss geht es um reale Objekte, um Dinge, die ich zu Beginn in einem schlechten Foto präsentiere, die ich aber persönlich in Händen gehalten habe. Zum Schluss geht es um ein Ding, das sich in diesem Raum befindet und das Sie von Ihrem Platz aus nachher hoffentlich alle auch sehen können. In dem zweiten Beispiel geht es um verschriftlichte Dinge, wobei ich Ihnen allerdings auch den – wie ich meine durchaus bemerkenswerten – Aufenthaltsort dieser verschriftlichten Dinge zeigen werde.

Wilster Marike

Dass in archivalischen Akten auch Dinge enthalten sind, ist eher die Ausnahme. Eine solche Ausnahme möchte ich hier zum Ausgangspunkt meiner Frage nehmen, was uns die Dinge dieses Sonder-

S. 209-217; Andreas KUNTZ: Erinnerungsgegenstände. Ein Diskussionsbeitrag zur volkskundlichen Erforschung rezenter Sachkultur. In: *Ethnologia Europaea* XX, 1990, S. 61-80.

³² Stadtarchiv Wilster, Acta II K Nr. 604, 1797/98. 2 Bände mit Anlagen. - Siehe hierzu Ruth-E. MOHRMANN: Wilster Marike – Ein Frauenschicksal im späten 18. Jahrhundert. In: *Historie und Eigen-Sinn. Festschrift für Jan Peters zum 65. Geburtstag*, hg. von Axel Lubinski, Thomas Rudert und Martina Schattkowsky. Weimar 1997, S. 261-273; siehe auch DIES.: Konfliktrituale im Bild der Frühen Neuzeit. In: Helge Gerndt, Michaela Haibl (Hg.): *Der Bilderalltag. Perspektiven einer volkskundlichen Bildwissenschaft* (Münchner Beiträge zur Volkskunde 33). Münster u.a. 2005, S. 87-106, hier S. 87f.

der Wilster Marike, wie sie von vielen Zeugen genannt wurde, erzählen. Zum Sprechen gebracht werden sie erst durch die zwei dicken Aktenbände, die aber nicht entstanden wären, wenn an dem Fastnachtsdienstag des Jahres 1797, dem 28. Februar, nicht nacheinander alle drei Messer zum Einsatz gekommen wären. Dieser Kontext führt das Leben einer Frau im späten 18. Jahrhundert überaus eindringlich vor Augen, ein Leben, das Marie Blunk immer eng am Existenzminimum führen musste und das die Lebensverhältnisse in dieser sonst kaum sichtbaren Grauzone teils überaus plastisch vor Augen führt.

Folgen wir diesem oft trostlosen, aber doch selbstbewussten Frauenleben einmal anhand der wenigen dinglichen Requisiten, von denen wir sicher wissen, dass Wilster Marike sie in der verfolgbaren Spanne ihres Lebens besaß, benutzte und ihnen Bedeutung zumaß. Zum Zeitpunkt des Prozesses gegen sie war Marie Blunk 36 Jahre alt; was nach der verhängten zweijährigen Zuchthausstrafe, wenn sie sie denn überlebt hat, aus ihr geworden ist, ist nicht bekannt.

Als Tochter eines Kahnführers hatte sie zunächst ein *wol ernährtes* Familienleben kennengelernt, doch als nach dem frühen Tod der Mutter ihre Stiefmutter sie zum Betteln anhielt, lief die Zwölfjährige von zu Hause fort. In Dithmarschen hütete sie Schweine und Gänse. Als Achtzehnjährige kehrte sie kurz in ihre Heimatstadt zurück, um sich konfirmieren zu lassen und erstmals das Abendmahl einzunehmen, was zu erwähnen ihr in ihrem Verhör wichtig war. Nach Dithmarschen in eine erneute Dienstabstellung zurückgekehrt und nach erfolgter Genesung von einer schweren Erkrankung sehen wir Wilster Marike im Umfeld des *fabrenden Volkes*, das in den nächsten Jahren ihre Lebenswelt sein sollte. Ein mit Seifenkugeln handelndes Paar aus Magdeburg ermunterte sie dazu, selbst mit Federposen und Blumen-Machen ihr Geld zu verdienen, und *mit anderen reisenden Leuten ist sie in den folgenden Jahren in der Welt herumgestrichen und herumgereißt*. Mit 28 Jahren lernte Wilster Marike einen ebenfalls über die norddeutschen Märkte ziehenden Harfenisten kennen, von dem sie zweimal geschwängert wird. Von dem Kindsvater verlassen, wird die hochschwangere und bitterarme Marie Blunk von der Schleswiger Armenbürokratie *an den Ort ihrer Geburt transportiert*. Ob dies, wie zeitüblich mit einer Kröpel- oder Bettelfuhre geschah, ist nicht bekannt. Wieder sind es selbst gefärbte Kunstblumen und Posen (Schreibfedern), mit denen die Wilster Marike nach dem Tod ihrer beiden Kinder ihren Lebensunterhalt verdiente. Im Auftrag von Wilsteraner Bürgern ging sie mit Konfekt und Bäckerwaren auf die Märkte, um diese dort zu verkaufen.

Und vergleichbare Verkaufs- und Tauschgeschäfte fanden auch am Vormittag des 28. Februar statt. Hierbei ging es um ein *rot und weißes ostindisches Tuch*, für dessen Teilerlös sogleich Branntwein gekauft wurde, um ein *altes rotes Tuch*, das von einem Frauenhals an einen Männerhals wechseln sollte und für das ein Mittagessen von gebackenem Pfannkuchen eingetauscht wird. *Zugeschnittene Schuhe* werden zu dem Haus des Stadtdieners, der zugleich als Schuster arbeitet, mit der Bitte um Fertigstellung gebracht.

Den Verlauf und die Ursache des Streites und der nachfolgenden Schlägerei können die späteren Zeugenverhöre nur bedingt klären. Die Stichverletzung ist wohl durch das Schustermesser in der Rangelei hinter dem Ofen erfolgt. Eine Woche später starb der Stadtdiener und Schuster, allerdings nach Aussage des die Obduktion durchführenden Arztes *nicht*

an der ihm zugefügten Wunde, sondern am zur Verwundung hinzugetretenen Faulfieber und Brand. Die Ursache dieses verhängnisvollen Streites mit tödlichem Ausgang lässt sich nur errahnen. Wahrscheinlich hatte der geschlechtskranke Stadtdiener, der auch nach Aussage seiner Frau Hurerei mit anderen Frauen trieb, *seinen Willen nicht mit ihr erhalten können ... und dabero wäre er ihr wol feind geworden*, wie Marie Blunk in ihrer Zeugenaussage betonte.

Die Armseligkeit der Existenz der durchaus lebenslustigen und selbstbewussten Wilster Marike wird auch in dem Inventar über die ihr zugehörigen Sachen in ihrer Wohnung im Landrecht deutlich. An Kleidung besaß sie lediglich noch ein altes Futterhemd und eine alte Schürze, an Möbeln eine Lade, einen beschädigten Stuhl und einen Tisch, an Arbeitsgeräten Kessel, Pfanne und ein Spinnrad. Ihr Bettzeug war ihr schon in das Gefängnis gebracht worden.

Selten haben Dinge, die von den Ärmsten der Armen aus den vergangenen Jahrhunderten auf uns gekommen sind, so viel „Kontext“ wie diese drei Messer. Einzelschicksalen des fahrenden Volkes in dieser Detailliertheit nachspüren zu können, gelingt relativ selten bzw. meist erst dann, wenn Menschen wie Marie Blunk mit dem Gesetz in Konflikt geraten sind.

Samuel Pepys

Mein Beispiel Nummer zwei befasst sich nicht mit einem Ding oder wie eben drei Variationen eines Dings, sondern mit der ganzen Dingwelt eines einzigen Mannes. Wir kennen dieses Universum an Dingen aus sechs schmalen Bänden, in denen in einer Geheimschrift ein Mann aus einfachen Verhältnissen, aber mit einflussreicher Verwandtschaft im Alter von 27 Jahren begann, für die nächsten zehn Jahre, in denen er einen überaus erfolgreichen sozialen Aufstieg machte, Tagebuch zu führen. Es ist übrigens auch ein Gegenstand, der Anfang des 19. Jahrhunderts zur Entschlüsselung dieses Tagebuches führte. *A cup of tea*, der unverschlüsselte Eintrag über die erste vom Tagebuchschreiber getrunkene Tasse Tee, führte zur erfolgreichen Entzifferung des Tagebuches dieses nach Shakespeare und Samuel Johnson meist zitierten Engländers.³³ Ich spreche, wie viele von Ihnen ahnen, von Samuel Pepys und seinen Tagebüchern der Jahre 1660 bis 1669³⁴, die bis heute in dem Originalbücherschrank von Pepys aufbewahrt werden. Wir kennen diese Schränke aus Zeichnungen von ca. 1693 (Abb. 2).³⁵ Samuel Pepys hatte seit 1666 insgesamt zwölf dieser verglasten Bücherschränke nach eigenen Entwürfen arbeiten lassen, die dank seiner testamentarischen Verfügung heute mit seinen dreitausend Büchern in der Pepys Library im Magdalene College

³³ Der Samuel Pepys Companion. Beiheft zur ersten vollständigen Ausgabe der Tagebücher in 9 Bänden, hg. von Heiko Arntz und Gerd Haffmans. Berlin 2010, S. 61-65.

³⁴ Die deutsche Übersetzung der englischen Gesamtausgabe (The Diary of Samuel Pepys, hg. von Robert Latham und William Matthews. Berkeley. 9 Bde. und 3 Ergänzungsbde. London 1970-1983) ist gerade erschienen: Samuel PEPYS: Sämtliche Tagebücher 1660-1669. Aus dem Englischen von Georg Deggerich, Michael Haupt, Arnd Kösling u.a. 9 Bde. Berlin 2010.

³⁵ Peter THORNTON: Seventeenth-Century Interior Decoration in England, France and Holland. New Haven/London 1981, S. 306f.

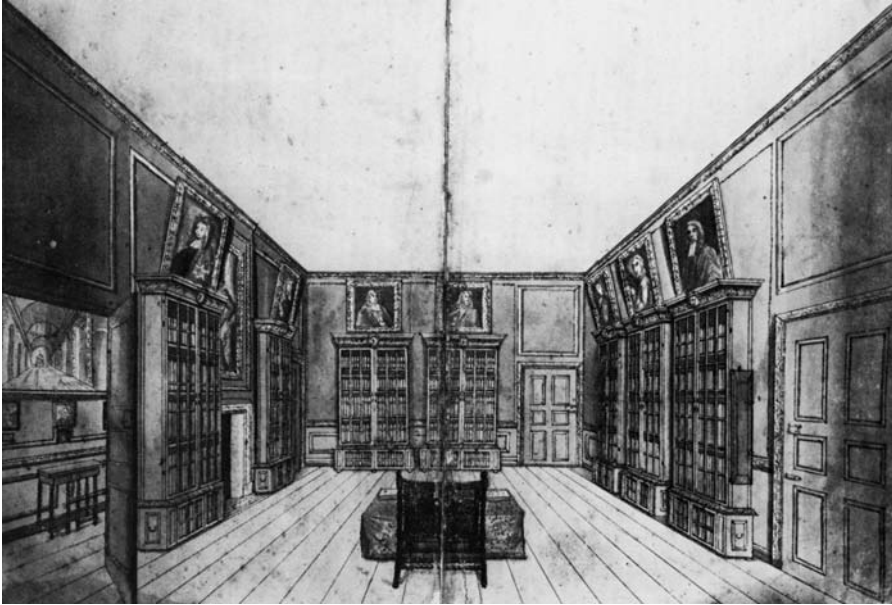


Abb. 2:

Samuel Pepys' Bibliothek in London, um 1693, heute im Magdalene College, Cambridge (aus: Peter Thornton: *Seventeenth-Century Interior Decoration in England, France and Holland*. New Haven/London 1981, S. 306).

in Cambridge stehen. Auch das Ordnungsprinzip nach der Größe – *smallest to the biggest* – ist beibehalten worden.³⁶

Hier kann und soll aus der Vielzahl von Aspekten, die Pepys in seinem prallen Zeitgemälde Londons im ersten Jahrzehnt der Restauration der Stuarts schildert, natürlich nur das Verhältnis zu den Dingen betrachtet werden und ob – und wenn ja wie – Pepys diese Dinge zum Sprechen brachte.³⁷ Samuel Pepys war ein überaus scharfer Beobachter und neugierig auf alles, was ihn umgab und es gab praktisch nichts, was er nicht für notierend wert hielt. Um seinen wachsenden Wohlstand dinglich zu dokumentieren, hatte er ein früh erklärtes Ziel *to live like the gentry*. Einen Adelstitel hat Pepys zwar nie erreicht, doch gehörte er als hoch angesehener Flottenexperte, den der König mit Namen kannte, durchaus gleich-

³⁶ Siehe den Artikel des Magdalene Colleges, Cambridge mit den entsprechenden Abbildungen in URL: <http://www.magd.cam.ac.uk/pepys/latham.html> (Stand 16.3.2011).

³⁷ Vgl. hierzu und zum folgenden Ruth-E. MOHRMANN: „... hielt nach vergleichbaren Pferden und Kut-schen Ausschau, fand aber keine.“ Ding und Bedeutung in Samuel Pepys' Lebenswelt. In: Carola Lipp (Hg.): *Medien populärer Kultur. Erzählung, Bild und Objekt in der volkswissenschaftlichen Forschung*. Rolf Wilhelm Brednich zum 60. Geburtstag. Frankfurt am Main/New York 1995, S. 465-473. Die folgenden deutschen Zitate sind entnommen aus der einbändigen Ausgabe: Samuel PEPYS: *Tagebuch aus dem London des 17. Jahrhunderts*. Ausgewählt, übersetzt und hg. von Helmut Winter. Stuttgart 1980.

berechtigt in den Kreis der aristokratischen Staatsdiener, mit denen er täglich nicht nur beruflich, sondern auch privat verkehrte. Ein frühes Objekt seiner Begierde, nämlich eine Kutsche, die ihm wichtiger als ein Landhaus war, konnte er sich schließlich leisten. In Mietkutschen erkannt zu werden, war ihm zuwider, wie er umgekehrt die vier- und sechsspännigen Kutschfahrten mit adeligen Vorgesetzten genoss. „Mein Gott, was für ein Aufsehen die Kutsche eines Edelmannes erregt! Lastträger dienten, Bettler bettelten“ (5.1.1666). Die erste Fahrt mit seiner eigenen Kutsche im Hyde Park geriet zu einer Demonstration seines endlich erreichten Wunsches nach Anerkennung durch die „richtig“ platzierten dinglichen Zeichen. „Voll Stolz fuhren wir auf und ab. Viele andere Kutschen da, hielt nach vergleichbaren Pferden und Kutschen Ausschau, fand aber keine“ (18.3.1669), notierte er befriedigt. Allerdings war es ihm „sehr unangenehm“, als ihm ein Mitarbeiter von dem Gerede über seine „prächtige Kutsche und die Pferde“ (10.5.1669) berichtete.

Auch im privaten Wohnbereich strebte Pepys ein Höchstmaß an *gentility* an. Er bewunderte erlesene Wohnkultur, äußerte sich verächtlich über schlampig geführte adelige Haushalte und war in dem ihm zustehenden Dienstgebäude in der Seething Lane bemüht, sich den ihm gemäß erscheinenden Rahmen zu schaffen. Schon mit 33 Jahren war Pepys „reichlich mit gutem Geschirr versehen... , so dass ich alle meine Einladungen auf Silber halten kann, besitze jetzt zweieinhalb Dutzend Silberteller“ (31.12.1666). Höchst befriedigt registrierte er, dass adelige Gäste „alle starr vor Staunen [waren], dass ich sie so vornehm auf Silber bewirtete“ (4.1.1667, 8.4.1667). In der Tat war und ist bis in die Gegenwart echtes Silbergeschirr ein bedeutsames Distinktionsmerkmal gediegenen Wohlstandes.³⁸ Auch Pepys hatte sich zunächst mit „Bürgersilber“, mit Zinn begnügen müssen, war aber später so stolz auf sein Silbergeschirr, dass er mit kindlicher Freude ganze Nachmittage damit zubrachte *looking over my plate* (15.12.1667). Dass Pepys auch Schmuck und kostbare Kleidung, Gemälde und Bücher, erlesene Speisen und Getränke und vieles andere mehr als verdinglichte Zeichen seines Strebens nach adeliger Lebensweise beschreibt und damit zum Sprechen bringt, sei hier nur noch erwähnt, aber nicht weiter ausgeführt.

Roter Stuhl

Lassen Sie mich zum Schluss auf ein Ding zu sprechen kommen, das Sie als dreidimensionales Objekt hier im Raum sehen können. Ich meine den roten Stuhl, genauer faltstuhl, den Sie hier vorne stehen sehen (Abb. 3). Was hat er zu bedeuten, wie ist er zu verstehen und was kann er erzählen?

³⁸ Ruth-E. MOHRMANN: Innovations in Material Culture. Their Role in Past and Present. In: *Ethnologia Europaea* 23, 1993, S. 171-175; DIES.: Tischgerät und Tischsitten nach Inventaren und zeitgenössischen Bildern. In: Günter Wiegelmann, Ruth-E. Mohrmann (Hg.): *Nahrung und Tischkultur im Hanseraum*. Münster/New York 1996, S. 167-178; Thera WIJSENBECK-OLTHUIS: A Matter of Taste. Lifestyle in Holland in the Seventeenth and Eighteenth Century. In: Anton J. Schuurman, Lorena S. Walsh (Hg.): *Material culture: Consumption, life-style, standard of living, 1500-1900*. 11. International Economic History Congress, Milan. Mailand 1994, S. 43-54, hier S. 45-48.

Er allein kann über sein So-Sein zunächst gar nichts sagen und ohne meine Informationen über diesen relativ banalen Gegenstand würden auch Sie diesen Gegenstand entweder gar nicht bemerken oder sich – immer noch! – fragen, was es mit ihm denn nun eigentlich auf sich hat. Hier im Haus lebt er als Schmutdelkind in einer Ecke unseres Materialraumes, und nur wenn es einmal extrem an Sitzplätzen mangelt, wird er daraus hervorgeholt. Was also hat es mit ihm auf sich? Zunächst einmal – er hat noch zwei Geschwister, einen älteren Bruder in Kiel und eine jüngere Schwester in Bayreuth. Über deren derzeitiges Schicksal



Abb. 3:
Roter Falstuhl, Münster 1993 (Foto: Ragnar Kopka, 2011).

weiß ich allerdings nichts, nur dass auch sie bei ihrem jeweiligen Erstauftritt rote Stühle waren, andere als dieses münstersche Geschwisterkind, aber alle drei im unteren Preissegment platziert. Welche Geschichte, welche Geschichten haben diese drei Stühle zu erzählen? Es wird Sie nicht überraschen, dass diese Geschichten alle etwas mit mir zu tun haben, denn ich habe diese Stühle seinerzeit, in den Jahren 1987, 1988 und 1993, den Instituten bzw. Fakultäten bei meinem jeweiligen Abschied zum Geschenk gemacht und mit meiner Geschichte verwoben – sie handelte von leeren Stühlen, von leer stehenden bzw. nicht vorhandenen Lehrstühlen, die bitte bald wieder besetzt sein sollten, und von der Platzhalter- und Erinnerungsfunktion, die sie für die demnächst abwesende Person haben sollten. Und sie handelten von der Farbe Rot und machten damit einen Ausblick weit zurück in meine damaligen Forschungen und ins 17. Jahrhundert. 1653 war es, dass der Rat der Stadt Braunschweig eine Verordnung, eine *Policeyordnung* erließ, in der den vier Ständen vorgeschrieben wurde, in welchen Farben das Mobiliar der Bräute *anzustreichen und zu vermahlen* sei – in Rot für den ersten Stand, in Rot und Grün für den zweiten Stand, in Licht- und Dunkelgrün für den dritten und *in geringer farbe* für den vierten Stand.³⁹ Kein Zweifel also, dass meine jeweiligen Gaben die Farbe des ersten Standes haben mussten, gleichgültig, ob der Lehrstuhl besetzt, vorhanden oder vakant war. Als Volkskundler wissen wir allerdings, dass es keine eigentlichen Bedeutungen gibt, sondern nur jeweilige, nämlich historisch, regional, sozial, alters- und geschlechtsspezifisch bestimmte Signalfunktionen. Erst der kulturelle Kontext legt die Wertigkeit und Bedeutungsnuancen fest. Und so hat selbstverständlich auch die Farbe Rot eine Vielzahl anderer Bedeutungen, die von der politischen Gesinnung bis zur Liebe, von Glück und Wohlstand wie im Chinesischen bis zur Farbe des Lebens,

³⁹ Ruth-E. MOHRMANN: Alltagswelt im Land Braunschweig. Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 56). Münster 1990, S. 105ff.

des Zornes und anderem mehr reichen und die den jeweiligen Gegenstand ganz unterschiedliche Geschichten erzählen lassen.⁴⁰ Und selbst die nicht erwähnte Farbe Rot, wie in Roland Barthes' semiologischem Beispiel des „verleidenschaftlichen“ Rosenstraußes, wird vor dem inneren Auge wohl von jedem diesen mit Leidenschaft besetzten Rosen beigegeben.⁴¹

Was bei diesen erwähnten Anlässen die Stühle noch erzählt haben, war mein Verweis darauf, dass sie für mich persönlich eine ganz besondere Bedeutung haben und zwar nicht als Gabe, sondern als „roter Stuhl“. Diese Geschichte allerdings habe ich in keinem Fall erzählt, denn – „Wer einen Teil seines Geheimnisses preisgibt, hat die Kontrolle über den Rest schon verloren.“⁴²

Und in diesem Sinne möchte ich auch insgesamt die Würde, die Dignität der Dinge wahren, ihnen ihre nicht preisgegebenen Geheimnisse belassen und sie nicht zum Sprechen zwingen, auch wenn mich manchmal genau diese Geheimnisse brennend interessieren.

⁴⁰ Wolfgang BRÜCKNER: Farbe als Zeichen. Kulturtraditionen im Alltag. In: Zeitschrift für Volkskunde 78, 1982, S. 14-27; siehe auch Anna SCHMID, Alexander BRUST (Hg.): Rot. Wenn Farbe zur Täterin wird. Basel 2007.

⁴¹ Roland BARTHES: Mythen des Alltags. Deutsch von Helmut Scheffel. Frankfurt am Main 1964, S. 90. (Titel der französischen Originalausgabe: Mythologies, Paris 1957).

⁴² Frithjof M. FINKBEINER, Vortrag am 15. Januar 2011 in Gronau.

Zu den Anfängen der „Deutschen Landes- und Volkskunde“ bis zum Ersten Weltkrieg

Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte

KAI DETLEV SIEVERS

Das „lange 19. Jahrhundert“

Die Anfänge der deutschen Landes- und Volkskunde fallen in eine Epoche, die inzwischen in der deutschen Historiografie als das „lange 19. Jahrhundert“ bezeichnet wird.¹ Es reichte vom Ausgang der Französischen Revolution bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs. Maßgeblich für diesen langen Zeitraum waren verschiedene schwerwiegende Faktoren, die diese Phase nachhaltig prägten. An erster Stelle steht die Industrialisierung. Den vorindustriellen Anfängen folgte der Durchbruch und nach 1873 die Hochphase. Die Industrialisierung führte im Lauf des 19. Jahrhunderts zu einer eminenten Bevölkerungsexplosion mit darauf folgenden Wanderungen im Inland und ins Ausland. Ein weiterer wichtiger Faktor war die Gründung des Zweiten Deutschen Reiches als Nationalstaat und von weittragender Bedeutung schließlich der Aufstieg des Bürgertums zur staatstragenden Schicht.² Alle diese Umstände veränderten das deutsche Volk in einem bisher nie da gewesenen Ausmaß. Die Folgen waren auf der einen Seite durchaus positiv: Es wurde ein modernes Erziehungswesen geschaffen, das mit dem Ausbau der Wissenschaften Hand in Hand ging. Es entstanden neue Arbeitsplätze. Hungersnöte verschwanden aus der Vorstellung der Menschen. Die sich entwickelnde nationale Kultur verband sich mit Ansätzen zur Demokratisierung. Man entwickelte Stolz auf die Errungenschaften, wagte Neues, glaubte an Zukunft und Fortschritt.³ Auf der anderen Seite sind negative Folgeerscheinungen unübersehbar. Dazu gehörten nach außen Großmachtstreben mit kolonialen Ambitionen im Kampf um einen „Platz an der Sonne“, im Inneren Klassenkampf und Ausgrenzung fremder Ethnien zu randständigen Außenseitern, Antisemitismus und Rassismus, aber auch Skepsis und Ängste gegenüber rasanten Veränderungen in fast allen Lebensbereichen.

¹ Dazu Jürgen KOCKA: Das lange 19. Jahrhundert. Arbeit, Nation und bürgerliche Gesellschaft (= Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, Band 13). 10., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart 2001.

² Ebenda, S. 139.

³ Ebenda, S. 25.

Die „Janusköpfigkeit des deutschen Kaiserreiches“ zeigte sich darin, dass Industrielle Revolution einerseits und Nationalstaatsbildung andererseits einander überschritten und einen gewaltigen Modernisierungsschub bewirkten, aber auch zu einem explosiven Spannungsverhältnis führten.⁴ In diesem „langen 19. Jahrhundert“ traf eine sozialökonomische Evolution mit neuen kulturellen Techniken in hohem Tempo auf gesellschaftliche und politische Beharrungskräfte. Sie stilisierten den Nationalismus zu einer hypertrophen „politischen Religion“⁵ empor. Demgegenüber nahm ein ausgeprägter Kulturpessimismus die „Moderne“ angesichts der rasch fortschreitenden Urbanisierung, Kommerzialisierung und Mechanisierung als Verfallsprozess wahr und sah in der Heimat ein Kräfte-reservoir gegen den Moloch Großstadt. Heimat war vor allem die ländlich-agrarisch geprägte Region, die alte bäuerliche Welt, die imstande sei, allen Tendenzen der Auflösung und Entgrenzung, der Entlokalisierung und Entregionalisierung wirksam entgegenzutreten,⁶ wobei eine Gemengelage von Kulturkritik, völkischer Ideologie und Reformbewegungen zustande kam. Dabei trat eine Neigung zum „Vulgäridealismus“⁷ in Erscheinung. Kultur gerierte zum höchsten Wert, materielle Interessen dagegen wurden als minderwertig erklärt. Volk, Stamm und Gemeinschaft als Ganzheiten besaßen hohen seelischen Wert. So wirkte das Gedankengut der Romantik fort und brachte die Werte und Normen traditioneller Volkskultur zur Geltung. Vor dieser Folie muss man die sich Ende der 1880er Jahre konstituierende Landes- und Volkskunde sehen.

Die Identität der beiden Begriffe Landeskunde sowie Volkskunde, oft mit einer Klammer zusammengefügt als „Landes- und Volkskunde“, entstand in Deutschland nach der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie besteht seit Langem nicht mehr. Beide Begriffe haben sich inzwischen verselbstständigt. Landeskunde wird in der Geografie gegenwärtig verstanden als die „Erforschung und Kenntnis eines bestimmten Raumes oder Gebietes in der Gesamtheit seiner gestaltenden Faktoren, vor allem der natürlichen Gegebenheiten und der historischen Entwicklungen“⁸. Die Zielsetzung sei, das Land als kausal funktionale Erscheinungswelt in einer ganzheitlichen Konzeption darzustellen und nicht in Form einer enzyklopädisch-kompilatorischen Darstellung. Das entspreche weitgehend der Methode der Länderkunde. Deshalb wurden beide Begriffe auch häufig synonym gebraucht.⁹ Im Einzelnen

⁴ Hans-Ulrich WEHLER: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 3. Band: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914. München 1995, S. 1250.

⁵ KOCKA (wie Anm. 1), S. 86.

⁶ Kai Detlev SIEVERS: Völkischer Heimatschutz (Teil III). In: Kieler Blätter zur Volkskunde 31, 1999, S. 13-60, hier S. 55. Ferner dazu Kai Detlev SIEVERS: „Kraftwiedergeburt des Volkes“. Joachim Kurd Niedlich und der völkische Heimatschutz. Würzburg 2007, Kap. I. 3 „Heimat und Kultur“ (S. 36-48).

⁷ Thomas NIPPERDEY: Deutsche Geschichte 1866-1918. 1. Band: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1993, S. 818.

⁸ Ernst BRUNETTE, Hans GEBHARDT, Manfred MEURER, Peter MEUSBURGER, Josef NIPPER (Hg.): Lexikon der Geographie in vier Bänden. 2. Band. Heidelberg/Berlin 2002, S. 299f. Zur Definition von Landeskunde s. auch Wolf TIETZE (Hg.): Westermanns Lexikon der Geographie. Band III. Braunschweig 1970, S. 28f.

⁹ BRUNETTE u.a. (wie Anm. 8), S. 299.